

Die schwere Stunde der Hanna Broog

Autor(en): **Kiwitt, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 10

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668102>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lydia und Christian fanden diese Ueberlegung sehr vernünftig — vielleicht schon darum, weil ihnen der Mund nach den verschiedenen Leckerbissen auf den Fleischplatten wässerte. Und binnen einer Viertelstunde war für die Abgemeldeten Ersatz gefunden. Vier junge Leute, die weder Sturm noch Regen fürchteten, erklärten sich gerne bereit, meine Schüsseln auszuräumen. Um halb zehn Uhr tauchten sie auf, tropfnass zwar, aber strahlender Laune. Alfred hatte unter dem Lismer noch das Nachthemd an, da er sich zur Zeit meines Anrufes bereits im Bett befand und nachher in der Aufregung vergass, das Taghemd anzuziehen. Und Hermann erschien unrasiert und mit Heublumen im Haar. Aber das tat unserer Fröhlichkeit keinen Abbruch, im Gegenteil. Es wurde bodenlustig, wie immer, wo ein Festlein sich ins Blitzblaue hinein improvisiert. In Kürze waren alle Schüsseln leer. Und zwischen zwei und drei Uhr morgens schmausten wir erst noch Butterborte und Spiegeleier.

Unterdessen war der Regen übergegangen in ein wütendes Schneegestöber. Das sattgeessene Jungvolk aber fürchtete die entfesselten Elemente nicht. Mit Stöcken und Taschenlampen bewaffnet, trat es singend den Heimweg an, während ich mit einem Gefühl höchster Zufriedenheit in die Federn sank.

Am Sonntagmorgen aber hatte ich die heikle Aufgabe, die beiden andern Freundespaare auf diesen Abend wieder auszuladen. Wie sag' ich's meinem Kinde? Ich versuchte es diplomatisch mit Humor und teilte den Betroffenen telephonisch

mit, dass leider gestern abend alle Viktualien aufgegessen worden seien. «Da sowohl Aufschnitt wie Götterspeise sich nach vierundzwanzig Stunden in mangelhaftem Zustand präsentiert haben würden», führte ich wortreich aus, «fand ich es angebracht, nach biblischem Beispiel zu speisen. Euch, Wertgeschätzte, erwarte ich gerne bei einer spätern Visite!»

Ach, ich kam übel an mit meinem faulen Scherz! Die Ausgeboteten ärgerten sich weidlich über mein seltsames Verhalten — denn offenbar hatten auch sie sich gehörig auf die berühmte Götterspeise gefreut — und es gab durchs Telephon ein paar sehr stürmische Auseinandersetzungen, die das Fundament treuer und vieljähriger Freundschaften bedenklich zu erschüttern drohten. Allein, der furchtbare Schneesturm, der an diesem unvergesslichen Sonntag von Stunde zu Stunde wuchs, machte dem Hader ein rasches Ende. Als die Beleidigten durch die Fensterscheiben zusahen, wie draussen Fussgänger und Autos jämmerlich im Schnee stecken blieben, priesen sie sich am Ende glücklich, dass andere Esser die teuren Fressalien zur rechten Zeit verschlungen hatten und sie darum an diesem Schreckensabend gemütlich in ihren schützenden Wänden sitzen bleiben durften.

Selbstverständlich werde ich die beiden Paare zu einer schönen Nachtrags-Stubete einladen und dafür sorgen, dass sie etwas Rechtes auf die Gabel bekommen. Auch Götterspeise werde ich wieder zubereiten — aber den Nidel erst darunter ziehen, wenn alle Gäste vollständig in meiner Klausur versammelt sind!

Die schwere Stunde der Hanna Broog

von Stefan Kiwitt

Dies war bisher das Leben der Hanna Wegener gewesen seit ihrem sechzehnten Jahr, das sie in den Dienst der Familie Dörrkamp getreten war, die auf einer Ostseeinsel in einem kleinen Ort eine Fischräucherei mit angeschlossenem Versandbetrieb unterhält. An vier und manchmal fünf Tagen der Woche hiess es um drei Uhr aufstehen und auch den Räucherer wecken, den alten Beckhusen, der wie sie in einer Kammer unter dem Dach schlief.

Zum Frühstück fand sich darauf bald auch die Familie Dörrkamp ein, bestehend aus Vater und

Mutter Dörrkamp und ihrer Tochter Heid. Nach dem Frühstück pflegten die Fischer zu kommen, die die Beute des Abends und der Nacht in Netzen und Körben brachten, Aale, Flundern, Heringe und Makreelen.

Später hatte Hanna die übliche Hausarbeit zu machen. Am Nachmittag stand sie wieder mit den Dörrkamps dem alten Beckhusen bei, die fertige Räucherware aus den Oefen zu nehmen. Nach dem Abendessen war noch dies und das zu tun, und dann sank sie reichlich müde in ihr Bett.

Dafür gab es im Sommer bisweilen einen Abend, der Abwechslung in ihr Dasein brachte. Wenn ein Schiff draussen vor Anker lag und die Matrosen an Land kamen, las man an einigen Lokalen «Heute Matrosen-Ball», und dann erbat sich Hanna ihren freien Abend und tanzte bis um Mitternacht.

Ja, so war es bisher gewesen. Und nun waren wieder einmal Matrosen an Land, und doch bat die Hanna nicht, ausgehen zu dürfen. Vater Dörrkamp fand das auffallend und er meinte, als er mit seiner Frau darüber sprach, ob sie wohl krank sei.

«Unsinn!» sagte Mutter Dörrkamp und lachte; eine Frau hat ja einen feineren Sinn für Stimmungen, die ihresgleichen bewegen. «Das hat mich gar nicht gewundert! Na, ich weiss jetzt, dass ich richtig beobachtet habe. Morgen früh kannst du dich überzeugen.»

«Morgen früh?»

«Ja, wenn die Fischer kommen. Dann pass mal auf, wie der neue, der erst ein paarmal mitgekommen ist, der junge Bursch, Klaus Broog heisst er wohl, wie der und die Hanna sich ansehen!»

*

Ein halbes Jahr später holte Klaus Broog sich Hanna Wegener zur Frau, kurz nach ihrem einundzwanzigsten Geburtstag.

Nun begann ein ganz anderes Leben für Hanna; und wieder war es hauptsächlich mit Arbeit ausgefüllt. Klaus Broog war kein Fischer aus dem Ort; seine Heimat war ein Flecken, den sie das «Dorf ohne Strasse» nannten. Man musste schon eine grosse Liebe im Herzen tragen, um einem Mann dahin zu folgen; denn man hatte hier nichts von der Welt als eben diesen Mann und die Arbeit.

Als sie heirateten, war es Winter; da fuhr er nicht hinaus, und wenn das übliche Tagewerk vollendet war, half Hanna ihm beim Teppichknüpfen.

*

Als wieder ein Jahr vergangen war, fühlte Hanna, dass sie bald nicht mehr zu zweien sein würden, und je mehr das Wesen, das sie unter dem Herzen trug, heranwuchs, desto mehr freute sie sich auf sein Kommen. Wenn es soweit sein würde, wollte Klaus sie in den Ort rudern, damit sie Beistand habe; denn das Meer bot die beste Verbindung zwischen ihrem Häuschen, das weit draussen lag, und dem Ort.

Mitte Oktober erwarteten sie Hannas Niederkunft. Eines nachts aber — zwei Wochen zu früh

— Klaus war mit anderen Fischern draussen auf dem Meer — spürte Hanna plötzlich, dass ihre Stunde kommen würde. Eine andere hätte nun vielleicht den Kopf verloren, weil sie ohne jede Hilfe war; aber Hanna war eine Frau, deren Kräfte mit der Gefahr wuchsen. Für ihre Person hätte sie auch gewagt, ihre schwere Stunde allein zu überstehen; aber um des Kindes willen, das sie gebären wollte, traute sie sich nicht, sich auf sich selbst zu verlassen.

Und ohne viel zu überlegen, handelte sie, wie es ihr geboten schien; sie schrieb ihrem Mann ein paar Worte auf, und dann ging sie, auf einen von den Stöcken, an denen sie die Netze trockneten, gestützt an den Strand. Sie machte den Nachen frei, stieg vorsichtig ein und ruderte los. Sonst brauchte sie eine gute Stunde für die Strecke bis zum Ort; jetzt rechnete sie mit der doppelten Zeit, denn sie konnte die Ruder nur gemächlich bewegen, und sie hatte den Wind gegen sich.

Sie kam aber nicht so schnell vorwärts, wie sie gehofft hatte; das merkte sie daran, wie tief der Mond schon gesunken war, als sie noch nicht die halbe Strecke zurückgelegt hatte. Durch die Anstrengung verstärkten sich die Schmerzen. Sie wollte nicht daran denken; sie schloss die Augen, liess die Bilder ihres vergangenen und künftigen Lebens an sich vorüberziehen und stellte sich vor, dass sie Klaus in die Augen sähe.

Aber es half nichts; die Schmerzen waren stärker als ihr Wille, und es kam der Augenblick, da sie nicht weiter zu rudern imstande war. Mit letzter Kraft gab sie dem Kahn noch einmal wuchtig die Richtung auf ihr Ziel; dann löste sie das Brett, auf dem sie sass, legte sich auf den Boden des Bootes und befahl sich Gott.

*

Gott war ihr gnädig. Die Menschen im Ort, die einige Stunden später in der Morgendämmerung den Nachen, von sanften Wellen geleitet, an den Strand treiben sahen und sich beeilten, die sonderbare Fracht zu bergen, fanden sie erschöpft, aber noch widerstandsfähig vor, und auch dem Kind schienen die seltsamen Umstände, unter denen es geboren war, nichts angehabt zu haben.

«Das wird einmal ein guter Seemann werden!» meinte einer der Männer, die sie ans Land trugen, bemüht, sie aufzumuntern. «Ja, das *muss* doch ein guter Seemann werden: ein Kahn war seine erste Wiege!»